krisis
Kritik der Warengesellschaft

Peter Samol

Ein theoretischer Holzweg

Die seltsame Fassung des Begriffs der „unproduktiven Arbeit" von Robert Kurz und wie er sich als Reaktion auf die Kritik daran in einen noch tieferen Schlamassel begeben hat.

Beitrag **4 / 2013**

Peter Samol

Ein theoretischer Holzweg

Die seltsame Fassung des Begriffs der „unproduktiven Arbeit“ von Robert Kurz und wie er sich als Reaktion auf die Kritik daran in einen noch tieferen Schlamassel begeben hat.

Krisis – Kritik der Warengesellschaft 4/2013

Hrsg.: Förderverein Krisis – Verein für kritische Gesellschaftswissenschaft e.V.
Postfach 81 02 69 | 90247 Nürnberg

Tel. ++49 911 7056 28
Fax ++49 911 780 9542

www.krisis.org
krisisweb@yahoo.de

ISSN 2196-940X

CC BY-NC 3.0 DE

Zusammenfassung

Die Abnahme der wertproduktiven und die gleichzeitige Zunahme der wertunproduktiven Arbeit ist eine von mehreren Ursachen für die Krise, in die der Kapitalismus in seiner Spätphase unweigerlich gerät. Um dieses Phänomen zu analysieren, ist eine exakte Bestimmung der Unterscheidung zwischen produktiver und unproduktiver Arbeit unerlässlich. Damit hat sich auch der wertkritische Theoretiker Robert Kurz in mehreren Aufsätzen befasst. Bei ihm hat diese Unterscheidung im Laufe von zwei Jahrzehnten jedoch einen Wandel durchgemacht, durch den sie eine grundlegende Änderung ihres Bedeutungsgehaltes erfuhr. Am Ende siedelte Kurz diese Unterscheidung auf einer völlig anderen Analyseebene an als Marx. Während es für Marx zur Bestimmung der produktiven Arbeit entscheidend ist, ob und wie eine Arbeit jeweils Anteil an der Warenproduktion durch das Kapital hat, gelangt Kurz zu der Auffassung, dass allein eine Betrachtung der Warenzirkulation eine saubere Grenzziehung zwischen produktiver und unproduktiver Arbeit erlaubt. Nun kann aber mit Marx gezeigt werden, dass der Wert der Arbeitsprodukte nach ihrer Realisation beim Kapital verbleibt und die Zirkulation mithin gar nicht die ihr von Kurz zugedachte Rolle bei der Begriffsbestimmung spielen kann. Darüber hinaus krankt die Kurz‘sche Position an einer tautologischen Begriffsbestimmung, in welcher produktive Arbeit durch sich selbst erklärt wird. Damit nicht genug, baut Kurz die fragwürdige Tautologie schließlich noch weiter aus, wobei sie am Ende nicht nur jeden anderen Erklärungsansatz beiseite drängt, sondern auch selbst gar nichts mehr zu erklären im Stande ist. Gegen diesen Weg in die Sackgasse wertkritischer Theoriebildung wird in diesem Aufsatz Stellung bezogen.

Inhalt

Ein theoretischer Holzweg

Die seltsame Fassung des Begriffs der „unproduktiven Arbeit“ von Robert Kurz und wie er sich als Reaktion auf die Kritik daran in einen noch tieferen Schlamassel begeben hat.

Bekanntlich geht der wertkritische Ansatz davon aus, dass die dritte industrielle Revolution das System der Wertverwertung in eine fundamentale Krise stürzt. Als eine von mehreren Hauptursachen gilt dabei das „Überwuchern der unproduktiven Arbeit“. Demnach kommt es mit dem Aufstieg der Wissenschaft zur Hauptproduktivkraft zu einer sukzessiven Verschiebung von der wertproduktiven zur wertunproduktiven Arbeit.[1] Zuerst wurde diese These von Robert Kurz in dem Text „Krise des Tauschwerts” aus dem Jahr 1986 formuliert. In seiner zwanzig Jahre später erschienenen Polemik „Der Unwert des Unwissens” aus dem Jahr 2007 erhebt Kurz diese Verschiebung in der Zusammensetzung der gesellschaftlichen Gesamtarbeit dann vollends zum Dreh- und Angelpunkt der wertkritischen Krisentheorie. Dort heißt es, die kapitalistische Produktionsweise untergrabe ihre eigene Grundlage, weil „mit fortschreitender Vergesellschaftung aus sachlichen Gründen die ‚faux frais’ (= jene ‚toten Kosten’, die für unproduktive Arbeiten anfallen, P.S.) ansteigen, während gleichzeitig die gesamtgesellschaftliche Mehrwertmasse sinkt. Diese auseinandergehende Schere macht gerade die absolute innere Schranke der Verwertung aus“ (Kurz 2007, S. 18). Abgesehen davon, dass sich die Gründe, die zum Sinken der gesamtgesellschaftlichen (Mehr-) Wertmasse führen, nicht auf dieses eine Moment reduzieren lassen,[2] fasst Kurz den Begriff der unproduktiven Arbeit in diesem Text auf eine sehr eigentümliche Weise. Er siedelt diese Unterscheidung nämlich auf einer ganz anderen Analyseebene an als Marx. Marx und der wertkritische Ansatz stimmten bis dahin darin überein, dass es für die Bestimmung der produktiven Arbeit entscheidend ist, ob und wie die verschiedenen Arbeiten jeweils Anteil an der Waren*produktion* durch das Kapital haben. Laut Robert Kurz erlaubt dagegen allein eine Betrachtung der Position der produzierten Ware in den komplexen Austauschverhältnissen innerhalb der kapitalistischen Vergesellschaftungsform, sprich: in der Waren*zirkulation*, eine saubere Grenzziehung zwischen produktiver und unproduktiver Arbeit. Diesen Ebenenwechsel im Hinblick auf die Bestimmung der produktiven

1. Diese Verschiebung konstatiert übrigens schon Rasmussen im Jahr 1977 (S. 58).

2. Weitere wichtige Momente sind der tendenzielle Fall der Profitrate (siehe Samol 2013) sowie die allgemeine Tendenz zur Abnahme der gesamtkapitalistischen Wertmasse (letzteres findet sich in nahezu allen einschlägigen wertkritischen Texten).

Arbeit hat Robert Kurz sukzessive vollzogen, wie sich anhand eines weiteren Textes von Robert Kurz, nämlich „Die Himmelfahrt des Geldes” aus dem Jahr 1995, zeigen lässt.

I. Die Entwicklung der Kurz'schen Tautologie in der Frage der unproduktiven Arbeit

In dem schon erwähnten Text „Die Krise des Tauschwerts” von 1986 ist Kurz von diesem Ebenenwechsel noch weit entfernt. Dort behandelt er die Beziehung der Arbeit zur kapitalistischen Waren*produktion* als das *ausschließliche* Trennkriterium, an dem sich wertproduktive von wertunproduktiver Arbeit scheiden lässt. Neben der bei allen Theoretikern Marx'scher Provenienz selbstverständlichen Voraussetzung, wonach Arbeit nur dann überhaupt produktive Arbeit sein kann, wenn sie vom Kapital bezahlt wird – d.h. nicht in einem Kapitalverhältnis stehende Arbeit ist schlichtweg nicht produktiv – rückt Kurz dabei vor allem einen bestimmten Gesichtspunkt ins Zentrum: Die Frage der „Zurechenbarkeit”. Demnach können nur Arbeiten, die unmittelbar in die Produktion einer jeweils einzelnen Ware eingehen, als produktive Arbeit gelten. Sämtliche zur Sicherstellung der gesamtgesellschaftlichen und einzelbetrieblichen allgemeinen Voraussetzung der Warenproduktion nötigen Arbeiten haben dagegen den Charakter unproduktiver Arbeit, d.h. sie gehen nicht in die Bildung des Tauschwerts ein, sondern gehören vielmehr zu den Produktionsnebenkosten des Kapitals. Solche unproduktiven Arbeiten sind zwar für den Kapitalismus und sein Funktionieren unverzichtbar, senken aber zugleich den Profit, weil sie Mehrwert verzehren und selber keinen Wert schaffen.[3] Solche Arbeiten sind etwa organisatorische Tätigkeiten innerhalb der kapitalistischen Einzelbetriebe (z.B. Aufsicht über die Produktionsabläufe oder die Buchhaltung), Tätigkeiten in der Warenzirkulation (Einkauf von Rohstoffen, Verkauf der fertigen Waren, Werbung etc.), Tätigkeiten in der Geldverwaltung und -zirkulation (wie in Banken, Versicherungen, Börsen etc.), Bewachung werthaltiger Gegenstände (Nachtwächterdienste, Sicherheitsdienste etc.), Staatstätigkeit (Gesetzgebung, Jurisdiktion, Verwaltung, Bereitstellung eines Bildungs- und Gesundheitswesens sowie einer allgemeinen Infrastruktur, u.v.m.) und nicht zuletzt die allgemeine Wissensproduktion (vor allem in den Forschungs- und Entwicklungsabteilungen der Betriebe).

3. Eine detaillierte Abhandlung zur Bestimmung des Begriffs der unproduktiven Arbeit siehe bei Samol 2007, empfohlen sei auch Kalmring 2003.

Diese begriffliche Eingrenzung der wertproduktiven Kernarbeit hat Ernst Lohoff in seinem Text „Der Wert des Wissens" (Lohoff 2006) in Hinblick auf die Wissensarbeit konkretisiert und dabei insbesondere auf die Frage fokussiert, inwiefern insbesondere das Gros der im IT-Bereich geleisteten Informationsarbeit zur unproduktiven Arbeit zählt. Soweit nämlich geistige Arbeit nur ein einziges Mal verrichtet wird und dann in beliebig viele Einzelprodukte eingehen kann, wie beispielsweise bei der Softwareherstellung, handelt es sich um eine Form allgemeiner Arbeit und damit um unproduktive Arbeit, weil sie – nach dem Kurz'schen Kriterium der Zurechenbarkeit – eben nicht in die Herstellung der jeweils einzelnen Ware eingeht. Mit der Produktion beliebig vervielfältigbarer Wissensgüter lässt sich zwar Geld verdienen, bei ihrer Herstellung wird aber kein Wert produziert, der anschließend bei erfolgreicher Veräußerung realisiert wird; vielmehr ziehen die Produzenten dieser Güter eine „Informationsrente" auf sich. Diese Überlegungen, die unmittelbar an ein Grundmotiv wertkritischer Krisentheorie anknüpft, wischt Robert Kurz in seinem Text aus dem Jahr 2007 kurzerhand als irrelevant vom Tisch. Dieser späteren Auffassung zufolge kann eine klare Begriffstrennung zwischen produktiver und unproduktiver Arbeit nur „kreislauftheoretisch" gewonnen werden – und Lohoff, der bei der Bestimmung der produktiven Arbeit von den zirkulativen Verflechtungen abstrahiert, disqualifiziere sich in Verkennung dieser Erkenntnis als Vertreter einer unzutreffenden, weil „prämonetären" Werttheorie.[4]

Dieser Bruch mit einem Standpunkt, den Robert Kurz in seinen grundlegenden krisentheoretischen Arbeiten doch selber entwickelt hatte, hatte sich schon zwölf Jahre zuvor angebahnt. Die These, dass die Unterscheidung von produktiver und unproduktiver Arbeit *auch* eine kreislauftheoretische Dimension habe und damit zumindest *auch* zirkulativ bestimmt sei, führte Kurz schon in dem Aufsatz die „Himmelfahrt des Geldes" aus dem Jahr 1995 ein. Anders als in dem späteren Text von 2007 betrachtet Kurz das „Kreislauftheorem" dort allerdings noch nicht als ausschließliches Kriterium, sondern stellt es quasi neben die klassische wertkritische Bestimmung der produktiven Arbeit. Gesamtgesellschaftlich betrachtet,

4. Dieser Begriff stammt eigentlich aus der Neuen Marx-Lektüre. Diese Richtung grenzt sich mit dessen Hilfe gegen Positionen ab, die tatsächlich oder angeblich der einzelnen Ware Wert zuschreiben. Demgegenüber beharren Autoren wie Hans-Georg Backhaus (1997) oder Michael Heinrich (2006) darauf, dass der Ware ein Wert immer nur in der Beziehung zu anderen Waren zukommen kann. Vor allem Heinrich nutzt diese – ebenso richtige wie vom wertkritischen Standpunkt banale – Einsicht zur Legitimierung seiner zirkulativ verkürzten Deutung des Wertbegriffs. Kurz wiederum greift das Label „prämonetäre Werttheorie" in rein denunziatorischer Absicht auf. Weil er um jeden Preis Lohoffs Position (in Lohoff 2007) disqualifizieren möchte, unterstellt er ihm einen in der Sache gar nicht bestehenden Zusammenhang. In Lohoffs Text, der an das Theorem der Zurechenbarkeit der Arbeit zu ihrem Produkt als Trennkriterium anknüpft, geht es um das Verhältnis von Wissensarbeit und Wissensprodukt. Die Diskussion um die „prämonetäre Werttheorie" betrifft dagegen die Beziehung der verschiedenen Waren zueinander und ist damit auf einer ganz anderen Untersuchungsebene angesiedelt.

so die im Aufsatz von 1996 vertretene Position, seien nur solche Arbeiten als produktiv zu betrachten, die gleich zwei Hürden nehmen: Sie müssen zunächst a) innerhalb eines Kapitalverhältnisses unmittelbar in die Produktion von Waren eingehen und dabei den Einzelwaren zurechenbar sein, sowie b) – und das ist bei Kurz das Neue – darüber hinaus auch noch in der kreislauftheoretischen Perspektive produktive Arbeit darstellen. Nach diesem zweiten Gesichtspunkt „ist nur diejenige Arbeit kapitalproduktiv, deren Produkte (und damit ihre Produktionskosten) wieder in den Akkumulationsprozeß des Kapitals zurückkehren, d.h. deren Konsumtion wieder in die erweiterte Produktion eingespeist wird. Nur diese Konsumtion ist nicht bloß unmittelbar, sondern auch reproduktiv vermittelt eine ‚produktive Konsumtion'. Das ist zum einen dann der Fall, wenn Produkte der Konsumgüterindustrie von ihrerseits kapitalproduktiven Arbeitern verzehrt werden, deren Konsum nicht etwa verfällt, sondern in Form des ‚Feuers' kapitalproduktiver Energie wieder in einem neuen Produktionszyklus des Mehrwerts zurückkehrt. Alle Konsumgüter hingegen, die von unproduktiven Arbeitern oder Nicht-Arbeitern (Kindern, Rentnern, Kranken usw.) verzehrt werden und deren Verbrauch also nicht wieder in Form erneuerter Energie in die Mehrwertschöpfung zurückkehrt, ist auch gesamtgesellschaftlich nichts als Konsum, der spurlos verschwindet und nicht die kapitalistische Produktion trägt. Dasselbe gilt dann für die Produktion der Investitionsgüter: auch diese Arbeit ist nur dann kreislauftheoretisch produktiv, wenn der Konsum ihrer Produkte seinerseits wieder im Kontext der Mehrwertschöpfung stattfindet, also in den Produktionszyklus des Mehrwerts zurückkehrt" (Kurz 1996, S. 34f., Klammern im Original).[5]

Laut Kurz arbeitet ein Friseur also dann produktiv, wenn er einem produktiven Arbeiter die Haare schneidet, aber unproduktiv, wenn er bei irgend einem beliebigen anderen Menschen die Schere ansetzt. Diese „kreislauftheoretische" Interpretation wird nicht erst problematisch, wenn sie ins Zentrum der Bestimmung der produktiven Arbeit rückt und gegen die Weiterentwicklung der klassischen wertkritischen Argumentation in Stellung gebracht wird; auch schon als vermeintliche Ergänzung trägt sie mehr zur Verwirrung als zur Klärung bei. Vollkommen zu Recht hat Kurz' These, es hänge vom jeweiligen Kunden ab, ob der Friseur – oder irgendein anderer Produzent einer Ware bzw. Dienstleistung – als produktiver Arbeiter zu betrachten sei oder nicht, für Unverständnis gesorgt.

5. Der zweite Teil des Zitats bezieht sich auf den Konsum von Investitionsgütern. Demnach ist Arbeit, die Investitionsgüter schafft, produktive Arbeit. Investitionsgüter sind Teil des „konstanten Kapitals", das bekanntlich zur Produktion notwendig ist, jedoch selbst keinerlei neuen Wert schafft, sondern nur bereits vorhandenen weitergibt. Zwar wird der Wert der vernutzten Produktionsmittel auf das neue Produkt übertragen, aber nur lebendige, von Menschen verrichtete Arbeit schafft Mehrwert und setzt dem Kapital neuen Wert hinzu. Im Zentrum steht also so oder so die Reproduktion produktiver Arbeiter. Daher wird nur diese im Folgenden weiter betrachtet.

Es stellt sich hier nämlich unvermeidlich die Frage: Wenn Produkte nach Kurz nur dann Resultate produktiver Arbeit sind, wenn sie von produktiven Arbeitern verzehrt werden, was sind dann eigentlich „produktive Arbeiter"? Die Antwort lautet: „Wenn ihre Arbeit produktiv ist." Das wiederum gilt für Arbeit, deren Produkt von produktiven Arbeitern verzehrt wird. Aber welche Arbeiter sind denn nun eigentlich produktive Arbeiter? Und so weiter, endlos immer im Kreis. Man fühlt sich an das Kinderlied vom Loch im Eimer erinnert, das einfach nicht zu stopfen ist, weil immer ein entscheidender Gegenstand fehlt; am Ende mangelt es schließlich an einem intakten Eimer, und das Lied geht wieder von vorn los. Kurz' Begriffsbestimmung ist ganz offensichtlich tautologisch, da produktive Arbeit durch produktive Arbeit, mithin durch sich selbst, bestimmt wird – ein Kardinalfehler, dessen Vermeidung jeder Philosophiestudent bereits im ersten Semester lernt. Schon 1999 hat Michael Heinrich diese Tautologie kritisiert und außerdem angemerkt: „Über diese Zirkularität[6] scheint sich auch Kurz ganz offensichtlich im klaren, denn er merkt an, daß sein Begriff produktiver Arbeit ‚dem positivistisch verseuchten definitorischen Denken ungewöhnlich erscheinen' mag – womit künftige Kritiker schon mal in die Schranken verwiesen sind, denn wer mag schon ‚positivistisch verseucht' sein." (Heinrich 1999, S. 10). Nun ist zwar der Positivismus durchaus zu kritisieren; denn seine begrenzte Sichtweise führt dazu, dass nur untersucht und diskutiert wird, was messbar ist, während alles andere als „unwissenschaftlich" und damit als vernachlässigbar gilt; ferner ist seine Logik eine rein formale, die gegenüber Inhalten gleichgültig ist.[7] Es ist offensichtlich vor allem der auf einem (vermeintlich) rein formalen Schluss beruhende Vorwurf der Tautologie (bzw. Zirkularität), den Kurz mit seinem Positivismusvorwurf abschmettern will. Aber es ist auch und gerade der Hintergrund einer dialektischen Logik, vor dem Kurz im vorliegenden Fall nicht zu überzeugen vermag; denn auch der dialektische Vordenker und Virtuose Hegel sieht eine Begründungsstrategie als zirkulär an, sofern sie einen Vorgriff auf ein erst noch zu erweisendes Prinzip darstellt (Jaeschke 2005, S. 226f.). Zwar kommen Tautologien in der Tradition dialektischer Theoriebildung gelegentlich vor, sie haben dort jedoch eine gänzlich andere Funktion als bei Kurz. Als innerster Kern eines Begriffs stellen sie in der dialektischen Logik gelegentlich eine Art

6. Heinrich verwendet den Begriff der Zirkularität, was im vorliegenden Zusammenhang auf dasselbe wie eine Tautologie hinausläuft. Von einer Tautologie spricht man, wenn ein Begriff sich explizit oder implizit selbst erklärt, von einem Zirkel (bzw. Zirkularität), wenn mehrere Begriffe sich nacheinander gegenseitig erklären, wobei der letzte Begriff dieser Kette wieder den ersten erklärt. Je nachdem nun, ob man Kurz' Versuch als Klärung des Begriffs der produktiven Arbeit durch sich selbst auffasst, oder ob man die Zwischenschritte produktive Arbeit / produktiver Arbeiter als zwei Begriffe auffasst, ist entweder der Begriff Tautologie oder aber der Begriff Zirkel angebracht.

7. Hegels und mehr noch Adornos dialektische Logik haben dagegen die Eigenschaft, dass der Inhalt Auswirkungen auf die Schlussfolgerungen hat.

„basale Tautologie“ dar, die aber schon in der ersten Negation aufgehoben und in der Fortentwicklung bis zum fast völligen Verschwinden gebracht wird, sodass sie nur noch durch akribische Analyse – wie sie etwa Hegel in seiner „Wissenschaft der Logik“ vollzieht – ausfindig zu machen ist. Bei Hegel (1986, S. 41ff.) ist beispielsweise der ursprünglich von Aristoteles stammende Identitätssatz A = A eine Tautologie. Eine solche Tautologie besagt jedoch nichts. Wer sagt, ein Baum ist ein Baum, der hat sein botanisches Wissen noch nicht erweitert (siehe Hoffmann 2004, S. 326). Genauso wenig hat Kurz einen Erkenntnisfortschritt erzielt, wenn er behauptet, unproduktive Arbeit sei durch unproduktive Arbeit bestimmt. Solche tautologischen Anfänge sind von extremer Inhaltsarmut und lediglich dazu da, überwunden zu werden. In ihnen zu verharren heißt, sie nicht verstanden zu haben. Sie werden nur aufgerufen, um im Zuge der Entfaltung des Begriffs zu verschwinden und die Vermittlung freizusetzen. Durch Verlassen des Anfangs werden die Denkbestimmungen dann immer bestimmter. Bei Kurz allerdings werden die Denkbestimmungen ganz im Gegenteil immer unbestimmter. Sofern er überhaupt Dialektik anwendet, nimmt sie bei ihm eine rigide Form an, bei der sie ihre Lebendigkeit verliert. So wird die anfängliche Tautologie nicht nur beibehalten, sondern bläht sich immer weiter auf und verhindert dabei jede weitere solide Theoriebildung. Auf diese Weise erfährt der Begriff keine näheren Bestimmungen mehr und steht am Ende nur noch als dürre, unhaltbare Behauptung im Raum.

Wie oben gezeigt, hängt es nach Robert Kurz vom Status des Konsumenten innerhalb des Prozesses der Wertverwertung ab, ob die in der konsumierten Ware „vergegenständlichte” Arbeit produktiv oder unproduktiv gewesen ist. Er meint, mit diesem Perspektivwechsel einen Zugang zum Kapitalkreislauf eröffnet zu haben. In Wirklichkeit ist er aber gar nicht beim Kapitalkreislauf gelandet, sondern hat vielmehr die Differenz zwischen produktiver und unproduktiver Arbeit in die Zirkulation verlegt. Im zweiten Band des „Kapitals“ macht Marx aber deutlich, das der Wert der Arbeitsprodukte *nicht*, wie Kurz behauptet, durch die Konsumenten bzw. Arbeitskräfte hindurchgeht. Das gilt nur für den Gebrauchswert der Waren, die in den Konsum der Arbeitskräfte eingehen. Von seiner Tauschwertseite betrachtet bleibt dagegen „das variable Kapital (und damit auch der betreffende Wert, P.S.) stets in irgendeiner Form in der Hand des Kapitalisten. (…) Während aller (…) Wandlungen hält Kapitalist I[8] beständig das variable Kapital in seiner Hand: 1. anfänglich als Geldkapital; 2. sodann als Element seines produktiven

8. Die Marx’sche Formulierung entfaltet sich im Rahmen einer Beispieldiskussion, weswegen er zwischen einem Kapital I und einem Kapital II unterscheidet. Diese Diskussion spielt im vorliegenden Zusammenhang jedoch keine Rolle und muss uns nicht weiter kümmern.

Kapitals; 3. noch später als Wertteil seines Warenkapitals; 4. endlich wieder in Geld, dem die Arbeitskraft; worin es umsetzbar, wieder gegenübersteht“ (MEW 24, S. 445). Wenn nun aber – wie Marx zeigt – der Wert des variablen Kapitals die Hand des Kapitalsten niemals verlässt, dann ist es völlig gleichgültig, aus welcher Quelle das Geld stammt, das zum Absatz der Ware und damit zu Schritt 4 geführt hat. In der Tat trägt zwar der Arbeitslohn entscheidend zur Realisierung von Konsumgütern bei – „Es ist der Arbeitslohn, das Geld des Arbeiters, das gerade durch seine Realisation in (…) Konsumtionsmitteln das variable Kapital (…) für den Kapitalisten wieder in seiner Geldform herstellt“ (ebd., S. 445 f.) – wichtig ist aber für das Kapital nur, *dass* die Waren realisiert werden und *nicht, woher* das betreffende Geld stammt; und erst recht ist dies keine Frage von produktiver und unproduktiver Arbeit. Robert Kurz bezieht in diesem Zusammenhang die oberflächliche Plausibilität seines Ansatzes aus dem offensichtlichen Umstand, dass tendenziell immer mehr lebendige Arbeit aus der Warenproduktion herausgedrängt wird, was letztlich wiederum negativ auf diese zurückwirkt, weil jeder entlassene Arbeiter seinen Konsum einschränken muss, dadurch ein Anhang weiterer Arbeiten überflüssig wird, was zu weiteren Entlassungen führt usf. Seit dem Ende der Prosperität zu Beginn der 1970er Jahre werden ja tatsächlich der Tendenz nach immer mehr Menschen von der Möglichkeit ausgeschlossen, Arbeit zu verrichten und am Verwertungsprozess teilzuhaben. Das schlägt natürlich auf deren Fähigkeit zurück, als Konsumenten und Warenkäufer Mehrwert zu realisieren. Dabei kommt es nur deswegen nicht zu einem sich selber verstärkenden Schrumpfungsprozess, weil die Dynamik fiktiver Kapitalschöpfung dem fungierenden Kapital alternative Realisationsmöglichkeiten verschafft. Das ist aber eine Veränderung auf der Ebene des Realisationsmechanismus, und Kurz geht in die Irre, wenn er diese Entwicklung mit der Begriffsbestimmung der produktiven Arbeit durcheinanderwirft und dabei alle Arbeitsprodukte, die von den Herausgefallenen konsumiert werden, als Produkte unproduktiver Arbeit klassifiziert, weil ihr Konsum nicht mehr dazu dient, wie er sich ausdrückt, „die Kapitalreproduktion erneut zu befeuern“. Die Tatsache, dass ein wachsender Teil der Akkumulation fungierenden Kapitals vom finanzindustriell vermittelten Vorgriff auf künftige Wertproduktion abhängig geworden ist, steht auf einem anderen Blatt und hat mit der Unterscheidung von produktiver und unproduktiver Arbeit nichts zu tun.

2. Die Flucht nach vorn: Ausbau der Tautologie durch Abheben auf die grundsätzliche Ebene

Kurz selber baut die fragwürdige Tautologie in seiner Argumentation zwölf Jahre später noch weiter aus. In seinem mehr durch denunziatorische Wut als durch inhaltliche Klarheit gekennzeichneten Aufsatz „Der Unwert des Unwissens" aus dem Jahr 2007 wird das Kreislauftheorem nicht mehr nur als eine *weitere* Bestimmung des Unterschieds von produktiver und unproduktiver Arbeit neben der klassischen wertkritischen Position gefasst, sondern vielmehr *gegen* diese in Stellung gebracht. Jetzt beharrt Kurz darauf, dass „sich die Differenz von produktiver und unproduktiver Arbeit nicht definitorisch an bestimmten einzelnen ‚Arbeiten' festmachen lässt[9], sondern nur noch *kreislauftheoretisch*, also bezogen auf die kapitalistische Gesamtproduktion. (…) Dieser Gedanke lag schon zentral meinem Aufsatz ‚Die Himmelfahrt des Geldes' in der alten ‚Krisis' (Nr. 16/17 1995) zu Grunde, wurde aber bisher nicht weiter entwickelt" (Kurz 2007, S. 13, Hervorhebung im Original). Dieses Verdikt richtet sich zwar unmittelbar nur gegen Ernst Lohoffs (2006) oben erwähnte Überlegungen zur Informationsarbeit, nimmt man es aber wirklich ernst, dann hat Kurz damit jegliche Möglichkeit einer Vermittlung zwischen dem Marx'schen Begriff der unproduktiven Arbeit (mit dem Kurz übrigens dennoch selbst weiterhin operiert)[10] und seinem „kreislauftheoretischen" Ansatz explizit von vornherein ausgeschlossen. Das damit einhergehende „Ertränken von Unterschieden" (Marx über Smith in MEW 24, S. 435) bringt nun nicht nur ihn selbst, sondern auch seine theoretischen Mitstreiter in begriffliche Nöte. So schreibt etwa Ortlieb (2008, S. 16): „Im Rahmen der Kritik der politischen Ökonomie ist aber unbestritten, dass alle Arbeiten, die in der bloßen Kanalisierung von Geldflüssen bestehen (Handel, Banken, Versicherungen, aber auch viele Einzelabteilungen innerhalb ansonsten Mehrwert produzierender Betriebe), unproduktiv sind, also keinen Mehrwert schaffen." Damit verwendet Ortlieb die klassische Begriffsbestimmung und begibt sich in einen offenen Widerspruch zu Kurz.

9. Mit seiner Abgrenzung von wertkritischen Autoren, die angeblich die Differenz von produktiver und unproduktiver Arbeit an „bestimmten einzelnen „Arbeiten festmachen", wird nicht nur der für die wertkritische Krisentheorie zentrale Gesichtspunkt der „Zurechenbarkeit" entsorgt, den Kurz selber entwickelt hat. Außerdem konstruiert er sich einen Popanz zurecht. In dem von ihm inkriminierten Aufsatz „Der Wert des Wissens" von Ernst Lohoff wird ein bestimmter Arbeitstypus untersucht. Hier wie auch anderswo versucht kein bekannter wertkritischer Autor, diese Differenz per se an „bestimmten einzelnen Arbeiten" festzumachen. Wesentlich ist auch bei der herkömmlichen Begriffsbestimmung, dass die Arbeit vom Kapital bezahlt wird, um ihr Produkt gewinnbringend weiterzuverkaufen. Ohne Kapitalverhältnis ist Arbeit schlichtweg nicht produktiv. Allerdings, und eben das streitet Kurz im vorliegenden Zitat ab, gibt es selbst innerhalb des Kapitalverhältnisses bestimmte Arbeiten – z.B. solche in der Waren- oder in der Geldzirkulation – die *immer* unproduktiv sind, da ihre Verausgabung allein dem Formerhalt dient. Siehe auch Ortlieb (2008, S. 16.), der sich nolens volens seinerseits mit Bezug auf die Zirkulationsarbeit gegen die Kurz'sche Behauptung wendet.

10. So spricht er etwa von einer „gesamtgesellschaftlich kapitalistisch unproduktiven Arbeitsmenge" in Form einer unproduktiven „Wissensarbeit" (siehe Kurz 2007, S. 27).

Indem Kurz die althergebrachte Begriffsverwendung nicht nur nicht mit der seinigen vermittelt, sondern auch noch die alte Fassung eliminieren will, legt er die Grundlage für ein hohes Maß an Begriffsverwirrungen. Im Fortgang seiner Argumentation gelangt er schließlich zu einer Position, die stark an die eigentümliche Werttheorie von Michael Heinrich (2006, siehe auch 2005) erinnert; dieser zufolge stellen alle Waren, die keinen Absatz finden, keinen Wert dar und haben nie einen dargestellt: „Beispielsweise können auch scheinbar eindeutig produktive industrielle Fertigungsarbeiten unproduktiv werden, wenn sie keine zahlungskräftige Nachfrage auf sich ziehen; das ist keineswegs ein ‚Realisierungsproblem' […] sondern es wurde (erst im Vermittlungszusammenhang sichtbar) gesamtgesellschaftlich zu wenig Wert ‚produziert', was sich dann an bestimmten Einzelkapitalen rächt" (Kurz 2007, S. 13, runde Klammern im Original, eckige von mir, P.S.). Warum Waren, die keinen Absatz finden, niemals einen Wert dargestellt haben, wird von Kurz nicht weiter begründet, sondern lediglich behauptet. Faktisch machen Realisierungsprobleme produktive Arbeiten nicht unproduktiv, sondern führen vielmehr zur Entwertung von Waren und Kapital. Misslingende Realisierung zu unproduktiver Arbeit umzudefinieren und das zum Kern der Unterscheidung von produktiver und unproduktiver Arbeit zu machen, ist hochproblematisch. Denn a) zum einen gibt es – in diesem Punkt ist Ortlieb zuzustimmen – eindeutig unproduktive Arbeiten, die beim besten Willen nicht auf Kurz' Kreislauftheorem reduzierbar sind. Und diese wird es im Rahmen des Kapitalismus immer geben. So sind etwa Arbeiten in der Zirkulation für das Funktionieren des Kapitalismus schlicht unersetzbar, ebenso wie Wissensarbeit. Ähnliches gilt für die Tätigkeiten von Polizisten, Richtern, politischem Personal und anderen Personen, die das Treiben der Warengesellschaft flankieren und auf diese Weise bis auf weiteres ihr Fortbestehen ermöglichen. Ihre Unverzichtbarkeit macht sie aber noch lange nicht zu produktiver Arbeit.[11] Zum anderen könne man b) - nach Kurz - erst im Nachhinein wissen, ob eine Arbeit unproduktiv gewesen sein wird. Daraus ergeben sich gravierende theoretische Probleme. Bekanntlich ist ein wesentliches notwendiges, wenn auch nicht hinreichendes Kriterium für die Bestimmung produktiver Arbeit, von wem die Arbeits*kraft* bezahlt wird – nämlich vom Kapital. Kurz stellt dagegen die Frage, von wem das Arbeits*produkt* bezahlt wird (bei ihm: für spätere produktive Arbeit – aber ob jene wiederum produktiv ist, kann man wiederum nur in einer noch ferneren Zukunft wissen usf.). Er dreht damit den Zeitpfeil zwischen Produktion und Realisierung um und muss daher bestimmen, was sich aus der Zukunft für die Gegenwart ergibt, was praktisch unmöglich ist. Robert Kurz löst dieses Problem letztlich auf die

11. Siehe die einschlägigen Aufsätze von Lohoff, Meretz und Samol in Krisis Nr. 31, 2006.

folgende Art und Weise: Da er fest davon überzeugt ist, dass die Endkrise des Kapitalismus sowohl sicher als auch recht bald kommt und sich seines Erachtens „die begriffliche Bestimmung produktiver und unproduktiver Arbeit nicht ohne Rekurs auf den inneren Zusammenhang des Gesamtsystems klären“ lässt (Kurz 2007, S. 21), kann er mit vermeintlich prophetischer Gabe verkünden, dass immer mehr Arbeit zu unproduktiver Arbeit wird, was dann zur Krise führt. Und warum wird immer mehr Arbeit unproduktiv? Weil die Krise kommt. Warum kommt die Krise? ... usf. Wie schon bei der „Himmelfahrt” „setzt der Erklärungsversuch die Erklärung voraus, die er erst finden muss“ (Adorno 1966, S. 144), und so ist es offenkundig geworden: Die Kurz'sche Tautologie hat sich monströs aufgebläht und verdrängt dabei nicht nur jeden anderen Erklärungsansatz, sondern erklärt am Ende ihrerseits selber gar nichts mehr. Damit wird die wertkritische Krisentheorie nicht weiterentwickelt, sondern in eine Sackgasse geführt.

Literatur

Adorno, Theodor W.: Negative Dialektik. Frankfurt am Main 1966

Backhaus, Hans-Georg: Dialektik der Wertform. Freiburg i. Br. 1997

Hegel, Georg Wilhelm Friedrich: Wissenschaft der Logik II. Frankfurt am Main 1986 [1832-45]

Heinrich, Michael: Untergang des Kapitalismus? Die „Krisis“ und die Krise. In: Streifzüge 1/1999. Online: http://www.krisis.org/1999/untergang-des-kapitalismus

Heinrich, Michael: Kritik der politischen Ökonomie. Eine Einführung. Stuttgart 2005.

Heinrich, Michael: Die Wissenschaft vom Wert, 2. erw. Auflage., Münster 2006 [1999]

Hoffmann, Thomas Sören: Georg Wilhelm Friedrich Hegel. Eine Propädeutik. Wiesbaden 2004

Jaeschke, Walter: Hegel. Handbuch Leben-Werk-Wirkung. Stuttgart, Weimar 2005

Kalmring, Stefan: Produktive und unproduktive Arbeit vom Standpunkt des Kapitals. In: Gerlach, Olaf; Kalmring, Stefan; Nowak, Andreas: Mit Marx ins 21. Jahrhundert. Zur Aktualität der Kritik der politischen Ökonomie. VSA-Verlag, Hamburg 2003

Kurz, Robert: Die Krise des Tauschwerts. Produktivkraft Wissenschaft, produktive Arbeit und kapitalistische Reproduktion. In: Marxistische Kritik Nr. 1, März 1986, Online: http://www.exit-online.org/textanz1.php?tabelle=schwerpunkte&index=6&posnr=85&backtext1=text1.php

Kurz, Robert: Die Himmelfahrt des Geldes. In: Krisis 16/17. Bad Honnef 1995, S. 21 -76

Kurz, Robert: Der Unwert des Unwissens, 2007. Online: http://www.exit-online.org/html/autoren.php

Lohoff, Ernst: Der Wert des Wissens. In: Krisis Nr. 31, Münster 2007, S. 13-52

Marx, Karl: Das Kapital Bd. 2, MEW 24, Berlin/DDR 1983 [1893]

Meretz, Stefan: Der Kampf um die Warenform. In: Krisis Nr. 31, Münster 2007, S. 52-90

Ortlieb, Claus Peter: Ein Widerspruch von Stoff und Form. Zur Bedeutung des relativen Mehrwerts für die finale Krisendynamik. 2008. Online: http://www.exit-online.org/textanz1.php?tabelle=autoren&index=3&posnr=382&backtext1=text1.php

Rasmussen, Thomas: Entwicklungslinien des Dienstleistungssektors. Göttingen 1977

Samol, Peter: Arbeit ohne Wert. In: Krisis Nr. 31, Münster 2006, S. 90-123

Samol, Peter: Michael Heinrichs Fehlkalkulationen der Profitrate. Krisis 1/2013. Online: http://www.krisis.org/2013/michael-heinrichs-fehlkalkulationen-der-profitrate

Krisis – Kritik der Warengesellschaft

Verzeichnis der Beiträge ab 2013

1 / 2013 *Peter Samol*
Michael Heinrichs Fehlkalkulationen der Profitrate
Zur Widerlegung von Michael Heinrichs Kritik am „Gesetz vom tendenziellen Fall der Profitrate“ und über die Bedeutung der schrumpfenden Wertmasse für den Krisenverlauf

2 / 2013 *Ernst Lohoff*
Auf Selbstzerstörung programmiert
Über den inneren Zusammenhang von Wertformkritik und Krisentheorie in der Marxschen Kritik der Politischen Ökonomie

3 / 2013 *Julian Bierwirth*
Gegenständlicher Schein
Zur Gesellschaftlichkeit von Zweckrationalität und Ich-Identität

4 / 2013 *Peter Samol*
Ein theoretischer Holzweg
Die seltsame Fassung des Begriffs der „unproduktiven Arbeit“ von Robert Kurz und wie er sich als Reaktion auf die Kritik daran in einen noch tieferen Schlamassel begeben hat

Das komplette Archiv der Krisis seit 1986 findet sich auf www.krisis.org
Ein Teil der Druckausgaben ist noch erhältlich und kann bei u.a. Adresse bestellt werden.